



«Die Menschen hier haben die Ideale Europas verteidigt»

Februar 2016: Noch immer kommen auf der griechischen Insel Lesbos Flüchtlinge an. Freiwillige helfen ihnen.

Als vergangenes Jahr die Flüchtlinge zu Hunderttausenden ankamen, haben die Menschen auf Lesbos geholfen, mit allem, was sie hatten. Nun bräuchten sie selber Hilfe. Denn die Ägäis-Insel, die vollkommen vom Tourismus abhängt, erlebt einen drastischen Buchungsrückgang.

von Alkyone Karamanolis

«Pst! Leise!» Eleftheria Vamvoukou bückt sich und tritt durch einen gemauerten Eingang in einen fensterlosen, weiss getünchten Raum, gerade gross genug für ein zwei mal drei Meter grosses Steinbecken. Durch kleine Schlitze in der Dachkuppel fällt Licht und bildet tanzende Sonnenflecken auf dem Wasser. Die Quelle, aus der sich die Therme speist, plätschert mit 46 Grad heissem Wasser, im Hintergrund rauscht das Meer. Sonst ist nichts zu hören. «Sie entspannen sich gerade», haucht Eleftheria Vamvoukou, während einer der Badenden den Körper



Foto: Keystone/AP/Manu Brabo

gerade ein wenig tiefer ins Wasser gleiten lässt. Sie kann das. So zu säuseln, dass man ganz weiche Knie bekommt.

60 Prozent weniger Touristen

Die Therme von Eftalou ist eine der Attraktionen auf Lesbos. Rund 39 000 Besucher kommen jeden Sommer. Normalerweise. Doch nun ist die Saison bereits zu zwei Dritteln vorüber, und Eleftheria Vamvoukou hat noch keine 2 000 Eintritte verkauft. Es ist nur eine der vielen Konsequenzen des Buchungsrückgangs auf der Insel von über 60 Prozent. Es gibt auch andere Zahlen, die das Problem



Eleftheria Vamvoukou betreibt eine Therme in Eftalou: Normalerweise verkauft sie pro Saison 12 000 Eintritte, dieses Jahr sind es nur 2000.

veranschaulichen, doch sie laufen alle auf das gleiche hinaus: Die Tourismussaison fällt dieses Jahr aus, Lesbos lebt auf Sparflamme. Hoteliers, Gastronomen, Fremdenführer, Zulieferer, alle sind betroffen. «Eine Ferienwohnung, die ich vermiete, habe ich gar nicht erst geöffnet», sagt Eleftheria Vamvoukou. Die wenigen Buchungen hätten die Unkosten für den Betrieb nicht gerechtfertigt. Und in der Therme arbeitet sie dieses Jahr alleine, ihre beiden Kolleginnen sind diesmal nicht eingestellt worden. «Es gibt eh nichts zu tun, die meiste Zeit sitze ich da und warte», sagt Vamvoukou und führt in den Massageraum im ersten Stock. Der kleine Holzbalkon davor hängt direkt über dem Wasser. Wohin man den Blick auch wendet, nur blaues Meer und in der Ferne, dunstig, die Umrisse der türkischen Küste. Dort haben die Flüchtlinge vergangenes Jahr jeweils abgelegt.

Niemand war damals auf die Ankunft so vieler Menschen vorbereitet. Vor allem die Behörden nicht. Hätten die Menschen hier nicht so beherzt geholfen, es hätte noch viel mehr Opfer gegeben. Sie retteten die schiffbrüchigen Flüchtlinge und brachten den unterkühlten und erschöpften Ankömmlingen, was sie zu Hause hatten: Essen, Kleidung, Decken. Das Bild der 82-jährigen Emilia Kamvysi, die am Strand von Skala Sikamineas

ein Flüchtlingsbaby fütterte, ging damals um die Welt. Nun sind die griechischen Inselbewohner, unter ihnen auch die Bewohner von Lesbos, für den Friedensnobelpreis nominiert. Zu den Unterstützern der Nominierung gehört auch der ehemalige südafrikanische Erzbischof und Friedensnobelpreisträger Desmond Tutu; kommende Woche wird der Preisträger bekannt gegeben.

Krise in der Krise

Von Ruhm und Ehre wird man nicht satt, sagen die Menschen auf der Insel. 2015 war ein Ausnahmejahr auf Lesbos, 2016 ist es auf seine Weise auch. Im wenige Kilometer von Eftalou entfernten Molyvos sitzt Nikos Loggios auf seinem Fischkutter am Ende der Mole. Seine Hände arbeiten mit der Präzision jahrzehntelanger Erfahrung. Flink holt er die Fische aus dem Netz, Rotbarbe um Rotbarbe landet mit einem satten «Flupp» im Eimer neben ihm. Seit kurz nach Mitternacht ist der Fischer auf den Beinen, unter seinen Augen liegen dunkle Schatten, doch diesmal hat sich die Arbeit gelohnt. Rotbarben gehören mit zum Feinsten, was das Meer vor Lesbos hergibt. Viel Geld wird er mit seinem Fang dennoch nicht machen, sagt Nikos Loggios und rückt ein wenig aus der Sonne. «Diesen Fisch würde ich normalerweise für 20 Euro das Kilo verkaufen.»



Eleni Rapti und Theofilos Mantzoros arbeiten als Goldschmiede in Molyvos und helfen anderen Bewohnern, die in Not sind.

Dann macht er eine Geste in Richtung der leeren Tavernen an der Hafentmole. Man brauche kein Ökonom zu sein, um zu verstehen, welche Kettenreaktion die fehlenden Touristen ausgelöst haben: «Es gibt keine Nachfrage, und das drückt die Preise. Inzwischen zahlen die Händler oft nur 13 Euro.»

Molyvos ist ein Dorf wie aus dem Bilderbuch: Seine Häuser aus Stein und unverputzt, mit pittoresken Ziegeldächern

und farbigen Fensterläden, die Gassen gepflastert und überlaubt, klammert es sich an einen Hang, der zum Meer hin steil abfällt. Die Athener Kunsthochschule hat hier eine Dependence, im Sommer folgt ein kulturelles Event auf andere. Man ist geneigt, die Menschen hier zu beneiden. Um die Sonne, um den Charme ihrer Insel, um die delikaten mezedes, die zum Ouzo gereicht werden, um ihre Musik und um ihr Leben im

Einklang mit der Natur. Doch die fehlenden Touristen haben das Leben auf der Insel auf den Kopf gestellt.

«Es ist eine Krise in der Krise», sagt Eleni Rapti, die als Verkäuferin bei einem Goldschmied arbeitet, und fährt fort: «Ich gehöre zu den wenigen Glücklichen, die heuer Vollzeit beschäftigt sind.» Viele ihrer Bekannten haben nur Arbeit für wenige Tage die Woche und manchmal auch das nur halbtags, andere sind ganz ohne Einkommen. Denn zahlreiche Geschäfte und Tavernen haben wegen der schlechten Saison gar nicht erst geöffnet. Wovon diese Menschen nun leben? «Wir sind eine kleine Gemeinschaft und helfen einander», sagt die zierliche Frau. Da, wo die Not zu gross ist, um von den Nachbarn aufgefangen zu werden, springt eine örtliche Wohltätigkeitsorganisation ein. Möglichst ohne dass jemand etwas davon bemerkt, zahlen die «Damen und Fräulein vom Verein Agape» Strom und Steuern, Arzt- und Medikamentenrechnungen für Hilfsbedürftige. Die Zahl der Familien, die Unterstützung brauchen, hat sich seit dem vergangenen Sommer fast verdoppelt. Manche können den Strom oder die Steuern nicht bezahlen, anderen fehlt das Geld für Medizin, für Taufen oder Beerdigungen. Gerade erst hat Agape Nahrungsmittel an 60 Familien im Dorf verteilt.

Geheuchelte Sensibilität

Hadert Eleni Rapti mit den Flüchtlingen, die das Leben der Menschen auf Lesbos so sehr durcheinandergebracht haben? Sie schüttelt den Kopf. «Auf keinen Fall. Diese Menschen hatten doch keine andere Wahl.» Dass sie nun selber das Nachsehen haben, findet sie allerdings auch nicht richtig. Und dass sich manch einer fragt, ob es politisch korrekt sei, auf Lesbos, wo sich so viel Unglück ereignet hat, Urlaub zu machen, kann sie erst recht nicht nachvollziehen: «Es gibt so viel Not – und wir tun schockiert, nur weil sie sich plötzlich vor unseren Augen abspielt?» Diese Sensibilität sei geheuchelt, findet Eleni Rapti und schüttelt wieder den Kopf. «Humanität und Zivilisiertheit bedeuten, dass man sich um die Leidenden kümmert, nicht, dass man wegschaut!» Theofilos Mantzoros, der Goldschmied, stimmt ihr zu. Im Winter hat er mit anderen Freiwilligen

aus dem Dorf 140 Kilometer Küstenlinie gereinigt. Heute erinnert nichts mehr an die Bilder vom vergangenen Jahr. Doch es ist, sagt Theofilos Mantzoros, als hätte man eine Party vorbereitet, und niemand klingelt an der Tür.

Dabei sind die Flüchtlinge auf Lesbos schon lange nicht mehr sichtbar. Es dauerte zwar Monate, doch am Ende reagierten die Behörden und fanden ein Vorgehen, mit dem allen geholfen war: Die Ankommenden wurden noch im Meer gerettet und in Bussen zu Erste-Hilfe-Stationen im Hinterland und dann in eilig errichtete Lager gebracht. Doch da hatte Lesbos seinen Ruf schon weg, und auch die Tatsache, dass seit dem Flüchtlingsdeal der EU mit der Türkei kaum noch Flüchtlinge in Griechenland ankommen, konnte die Situation nicht umkehren. Oft sind die Mühen eines ganzen Lebens bedroht. Für Theofilos Chavoutsiotis etwa. Der Mittfünfziger managt ein grosses Luxushotel, das die Bucht von Eftalou überblickt. Es hat 300 Betten, doch selbst jetzt, in der Hochsaison, sind nur 35 Gäste da. Damit decken sie nicht einmal die laufenden Kosten, das Hotel schreibt rote Zahlen. Jeden Monat. «Ein kühler Rechner würde den Betrieb schliessen», sagt der Hotelmanager, «aber wir bringen das nicht übers Herz, denn das Hotel ist ein Familienunternehmen.» Dabei bedeuten weniger Gäste nicht unbedingt weniger Arbeit. Im Gegenteil. Theofilos Chavoutsiotis hat das Personal dieses Jahr um gut zwei Drittel reduziert, um Kosten zu sparen. «Bestimmte Posten müssen aber besetzt sein, egal ob zwei Gäste im Restaurant sitzen oder zwanzig.» Die fehlenden Arbeitskräfte ersetzt Chavoutsiotis selbst. Er hilft an der Bar aus, springt in der Küche ein, serviert, je nach Bedarf. Manchmal fragen ihn die Gäste, weshalb dieses Jahr keine Touristen kommen, immerhin hätten die Menschen hier die Ideale Europas verteidigt. Theofilos Chavoutsiotis hat darauf keine Antwort. Er weiss nur eines: Wenn sich nichts ändert, werden sie nächstes Jahr nicht öffnen. «Es wäre fahrlässig», sagt er. Von der leeren Terrasse seines Hotels aus blickt er über die tiefblaue Bucht von Eftalou. Es ist windstill, das Meer liegt spiegelglatt da. Als wäre nie etwas geschehen. Flüchtlinge sind nirgendwo in Sicht. Touristen allerdings auch nicht. ■



Ein australisches Touristenpärchen auf Lesbos – Sie gehören zu den wenigen, die die Insel, nach den Berichten über das Flüchtlingschaos im vergangenen Jahr, noch besuchen.



Die Touristen bleiben weg, deswegen ist Theofilos Chavoutsiotis in seinem Luxushotel dieses Jahr das Mädchen für alles.